

„Europäische Kulturen aus deutscher und französischer Perspektive“ am Centre Ernst Robert Curtius in Bonn

Michael Bernsen (Centre Ernst Robert Curtius, Universität Bonn)

Das Centre Ernst Robert Curtius (CERC) der Universität Bonn versteht sich in erster Linie als ein Forschungszentrum mit dem Schwerpunkt „Europäische Kulturen aus deutscher und französischer Perspektive“. Das CERC knüpft an die Profilbreite des wirkungsmächtigsten Bonner Romanisten Ernst Robert Curtius – Literaturkritiker, Philologe und Kulturwissenschaftler – an. Der Forschungsschwerpunkt basiert auf der Grundannahme, dass die deutsch-französischen Beziehungen zu Beginn des 21. Jh. nicht mehr als ein ausschließlich bilateral zu erfassendes Phänomen betrachtet werden können. Vielmehr besteht Konsens darüber, dass diese Beziehungen in einen europäischen Rahmen einzubetten sind, der sich wiederum im Verhältnis und in der Wechselwirkung Europas zur globalisierten Welt definiert. Ziel ist es, europäische Diskurse und Konstruktionen auf den Prüfstand zu stellen, um Europa und seine weltweite Vernetzung aus den wechselseitigen Perspektiven Deutschlands und Frankreichs theoretisch neu zu denken.

In diesem Kontext führt das CERC zahlreiche Forschungsprojekte der Universität zusammen, die jeweils mit französischen Partner*innen durchgeführt werden. Als Beispiel können zwei Projekte dienen, die zeigen, auf welche Fragen sich das CERC fokussiert:

Zunächst das Projekt des Historikers und Didaktikers für Geschichte Peter Geiss, dass dieser zusammen mit seinem französischen Kollegen Sylvain Doussot von der Universität Nantes betreibt. Bei diesem Projekt geht es um die Frage nach dem „Historischen Lernen in Deutschland und Frankreich“, konkret um die Beschreibung unterschiedlicher Positionen und Praktiken in beiden Ländern mit dem Ziel, mögliche Synergien zu fördern, um auf längere Sicht eine gemeinsame deutsch-französische Lehrerbildung aufzubauen. Die Geschichtswissenschaft ist heute zwischen Deutschland und Frankreich grenzüberschreitend hervorragend vernetzt. Interpretatorische wie auch methodische Traditionen und Forschungstrends im jeweils anderen Land werden auf beiden Seiten intensiv rezipiert und haben zu vielfältigen Bereicherungen der Fachkulturen geführt. Solche produktiven

Verflechtungen im Bereich der Forschung stehen allerdings in einem deutlichen Kontrast zu jener Situation, die auf dem Feld der Geschichtsvermittlung anzutreffen ist, sei es auf schulischer oder universitärer Ebene. Hier begegnen sich Deutsche und Franzosen bisweilen mit Unkenntnis, Unverständnis bis hart an die Grenze zur Intoleranz. Besonders deutlich ist dies im Bereich des schulischen Geschichtsunterrichts zu beobachten. Deutsche Lehrkräfte und Didaktiker*innen schütteln mitunter den Kopf darüber, wie wenig die persönliche historische Urteilsbildung von Schüler*innen in Frankreich gilt und wie stark demgegenüber der Erwerb von Faktenwissen betont wird. Dabei übersehen sie jedoch z. B. die methodischen Stärken der französischen Unterrichtstradition bei der Entwicklung von Analyse- und Argumentationskompetenzen, wie sie klassisch im berühmten *Discours de la méthode* (1637) von René Descartes vorgedacht sind.

Ihre französischen Kollegen und Kolleginnen bekommen es hingegen mit der Angst zu tun, wenn sie sehen, welch voraussetzungsreiche Urteile man im Nachbarland von Jugendlichen verlangt. So sei es fachlich und didaktisch kaum seriös, Schüler*innen mal eben so zentrale Forschungspositionen zur ‚Kriegsschuldfrage‘ von 1914 ‚beurteilen‘ zu lassen, und das auf der Basis von kurzen Auszügen aus der Forschungsliteratur und denkbar dünnem Faktenwissen! Noch größer werden die Bedenken, wenn explizit Werturteile zu historischen Phänomenen eingefordert werden, die – so die Sorge in Frankreich – leicht in aktualistische Subjektivität abgleiten und analytische Zugänge zur Vergangenheit eher verstopfen als eröffnen.

Wir haben es hier also mit unterschiedlichen Vermittlungskulturen zu tun, die ihrerseits auf unterschiedlichen Denkstilen beruhen. Auf der universitären Ebene finden sich solche unterschiedlichen Vermittlungskulturen gleichermaßen: Man denke an die deutsche ‚Hausarbeit‘ (eher auf Tiefe und Spezialisierung zielend) und die französische *dissertation* wie auch den *commentaire de document* (beide eher auf Verknüpfungskompetenz und Synthese hin ausgerichtet). Der Geschichtsdiaktiker Sylvain Doussot hat gezeigt, wie sehr von den jahrelang erlebten und antrainierten Lehr- und Lernkulturen und auch von den ihnen zugeordneten Prüfungsformaten eine epistemologische Prägekraft ausgeht.

Ein genauerer Blick zeigt allerdings, dass sich die unterschiedlichen Vermittlungskulturen im Sinne einer Synthese überaus fruchtbar ergänzen können. So dürfte etwa die ‚deutsche‘ Urteilsorientierung von der ‚französischen‘ Fokussierung des Wissens – auch gerade in seiner fachterminologischen Dimension – und der Wertschätzung logischer Stringenz erheblich profitieren, wenn auf deutscher Seite bestehende Unkenntnis und Abwehrhaltungen überwunden würden. Umgekehrt wäre auf französischer Seite die für das deutsche System so charakteristische Einbeziehung des und der Schüler*in als deutende Persönlichkeit in den Lernprozess sicherlich von Interesse, zumal in Frankreich seit einigen Jahren eine Diskussion über die Stärkung des *esprit critique* in der historischen Bildung geführt wird. Voraussetzung für eine deutsch-französische Synthese im Bereich der Ver-

mittlungskulturen wäre allerdings eine vergleichend ausgerichtete Erforschung der Vermittlungspraktiken in Schule und Universität auf breiterer empirischer Grundlage. Dies ist das Ziel des Forschungsprojekts.

Ein weiteres Projekt, das von mir selbst in Zusammenarbeit mit dem Schweizer Romanisten und Komparatisten Thomas Hunkeler von der Universität Fribourg durchgeführt wird, befasst sich mit grundsätzlichen Fragen der Literaturgeschichtsschreibung. Traditionelle literarhistorische Narrative wie das von Gustave Lanson, der anhand der großen Werke der französischen Literatur die Identität der Nation, den nationalen *esprit français*, definieren will, lassen sich heutzutage nicht mehr vermitteln; an ihre Stelle sind Literaturgeschichten wie *French Global. A New Approach to French Literary History* von Christie McDonald und Susan Rubin Suleiman von 2010 oder bereits zuvor Dennis Holliers *A New History of French Literature* (1989) getreten. Das Forschungsinteresse des Projekts richtet sich auf die Möglichkeiten einer Literaturgeschichte, z. B. aus einer interkulturellen Perspektive. Es werden literarische Beispiele erfasst, die mentale Einstellungen beschreiben, die ihrerseits nationale Denkstile abbilden. Diese Frage schließt an mein im Dezember 2021 erschienenes Buch *Die indirekte Kommunikation in Frankreich. Reflexionen über die Kunst des Impliziten in der französischen Literatur* an.

Blickt man aus einer deutschen Perspektive auf die französische Kultur, dann fallen mehrere Punkte als unmittelbar alteritär auf:

1. Die zentralistischen Strukturen und die zentralistische Denkweise in Frankreich.
2. Die ganz andere Einstellung zur Zeit, da man in Frankreich die Dinge gerne im Gespräch entwickelt.
3. Die Bedeutung des persönlichen Kontakts, bei dem wertgeschätzt wird, wie die Person sich darstellt.
4. Die eingeforderte gute Beherrschung der französischen Sprache.
5. Die herausragende Stellung der französischen Kultur und Geschichte im Bewusstsein der Gesprächspartner und
6. Die komplizierten Regeln der Kommunikation, die in Frankreich zumeist subtil, mit einer regelrechten Kunst des Impliziten umgesetzt werden.

Die einzelnen Punkte hängen unmittelbar miteinander zusammen: Sie sind die Folge der zentralistischen Entwicklungen in Frankreich, die insbesondere im 17. Jh. mit der Herausbildung des absolutistischen Machtstaates Konturen gewonnen haben. Die vertikal-zentralistischen Strukturen der Gesellschaft dieser Epoche bedingen eine Entwicklung der Sprache, welche einheitlichen Regeln unterworfen wird. Durch die Konzentration des Lebens der französischen Oberschicht am Hof von Versailles und in den Salons von Paris entsteht zugleich eine herausragende Kultur, die in Europa die *exception culturelle* Frankreich begründet hat.

In dieser Gesellschaft der Freizeit, die sich vor allem über ihre kulturellen Leistungen definiert, bildet sich ein besonders entspanntes Verhältnis zur Zeit heraus. Und letztlich – dies ist wohl eine der auffälligsten kulturellen Besonderheiten in Frankreich – haben die vertikalen Strukturen der Gesellschaft unmittelbare Auswirkungen auf die Art und Weise der Kommunikation: Die Konversationen in den Salons eröffnen dem Einzelnen die Möglichkeit, über die indirekte Kommunikation maßgebliche Persönlichkeitsideale wie die *civilité*, die *politesse* oder die *grâce* in Szene zu setzen. Die indirekten Formen der Kommunikation werden zum Maßstab des Verhaltens, die über den Bereich der Freizeit hinaus dann auch den Umgang im geschäftlichen Bereich und sogar die wissenschaftliche Auseinandersetzung bestimmen. Eine groß angelegte Untersuchung der Universität Paris II, Panthéon-Assas¹, von 2015 zeigt, dass die indirekte Kommunikation auch heute noch das auffälligste kulturelle Merkmal in Frankreich ist, welches ausländische Führungskräfte, die in Frankreich arbeiten, besonders irritiert. Über 2500 Manager*innen aus 96 Ländern haben die *communication à la française* als Problem bezeichnet, welche den Beteiligten stets abverlangt, zwischen den Zeilen zu lesen. Auf der einen Seite spielt die persönliche Beziehung sowie das darauf ausgerichtete Bedürfnis nach ständigen Gesprächen eine große Rolle; die Konversation ist der Ort in einer zentralistisch strukturierten Umgebung, an dem die Individuen ihre Persönlichkeit zur Geltung bringen können. Auf der anderen Seite erlaubt die zentrale Ausrichtung der Entscheidungsstrukturen – vor allem von unten nach oben – nur indirekte Äußerungen. Damit spiegelt die indirekte Kommunikation ein Paradox: Sie erlaubt es der jeweiligen Person, sich geschickt in Szene zu setzen und sich den zentralen Geboten der Kommunikation anzupassen. Auf der anderen Seite kann sich der einzelne qua Kunst des Impliziten aber auch den zentralen Geboten per Verstellung entziehen oder gar widersetzen.

Dieses Paradox wird bereits im 17. Jh, in der Phase, in der sich die indirekte Kommunikation als ein mentaler Habitus herausbildet, in zahlreichen Traktaten reflektiert. Verhaltensnormen einer *politesse*, *décence*, *grâce* und ähnliche werden etabliert, welche die Mitglieder als *bienséances* verinnerlichen. Auf der einen Seite wird die indirekte Form der Kommunikation als Zeichen einer Zurückhaltung und Bescheidenheit, als Ausdruck dezenten Verhaltens beschrieben. Indirekte Kommunikation ist auf diese Weise Ausweis eines moralisch und ethisch vorbildlichen Auftretens. Flankiert wird dieses Verhalten von einer ästhetisch-spielerischen Seite, die es den miteinander kommunizierenden Sprecher*innen erlaubt, im Kreis der Salons *élégance*, *charme* und *grâce* zur Schau zu stellen.

1 „The French Management Culture: an Insider View from Outside“ von Frank Bournois, Yasmina Jaidi und Ezra Suleiman, https://www.xerficanal.com/strategie-management/mission/Yasmina-Jaidi-Commentles-etrangers-voient-les-managers-francais_2907.html [01.03.2022]. Auch in: <https://www.youtube.com/watch?v=1So862QmTQs> [01.03.2022]

Auf der anderen Seite gibt es schon im 17. Jh. eine pragmatisch-utilitaristische Betrachtung des kommunikativen Verhaltens der Höflinge sowie der Mitglieder der Salons. In dieser Perspektive wird die indirekte Kommunikation als notwendige Folge der zentralen Ausrichtung der Gesellschaft mit ihren *bienséances* beschrieben. Diese, ob in impliziter oder expliziter Form, führen zu Formen der Verstellung. Indirekte Kommunikation steht also immer in einem Spannungsfeld: Sie kann als ästhetisch-spielerisches und moralisch-ethisches, Geselligkeit förderndes Verhalten idealisiert und zugleich realistisch als notwendige Verstellung und nicht zu vermeidendes gesellschaftliches Übel angesehen werden. Eine Untersuchung der indirekten Kommunikation in Frankreich gehört somit zunächst in den Bereich der Mentalitätsgeschichte.

Sie gehört jedoch auch in den Bereich der Literaturwissenschaft und der Literaturgeschichtsschreibung, da es zu einem großen Teil literarische Texte sind, die Konversationen älterer Epochen wiedergeben und diese kritisch reflektieren. In der Literatur verstanden als ‚Wort-Kunst‘ werden fiktive Konversationen übermittelt, die vorgeben, mimetisch die Oralität einer Zeit abzubilden. Zum anderen besteht zwischen der mündlichen Konversation, die durch die Kunst des Impliziten geprägt ist, und der Literatur eine enge Verbindung: Literatur hat per Definition mit indirekten Formen der Äußerung zu tun. Sie lebt von den vielfältigen Möglichkeiten der Einkleidung der Gedanken in Worte, wovon schon Cicero in seinen Schriften zur antiken Rhetorik gesprochen und die Macrobius im Mittelalter als *narratio fabulosa* mit ihren verborgenen Wahrheiten als *integumentum* bzw. *involutum* bezeichnet hatte.

Eine interkulturelle Literaturgeschichte sollte also diejenigen Texte behandeln, die das indirekte Sprechen nicht nur wiedergeben, sondern dieses auch auf einer Metaebene reflektieren. Was die literaturgeschichtliche Verknüpfung solcher Beispiele angeht, so ist bekannt, dass Mme de La Fayette's Infragestellung des indirekten Sprechens durch die Einführung des ‚Geständnisses‘ in ihrem Roman *La Princesse de Clèves* (1678) Reaktionen Rousseaus in der *Nouvelle Héloïse* (1761) hervorgerufen hat. Und auch die indirekte Redeweise des sogenannten *libertinage*, der seinen Lustgewinn vor allem aus der Kunst des Impliziten zieht, hat sich von der Sprache der *petits-maitres* bei Crébillon zu der der *roués* bei Laclos gewandelt. Vorerst geht es allerdings nicht darum, solche historischen Entwicklungslinien zu ziehen, was man in späteren Arbeiten immer noch tun kann. Zunächst geht es darum, erst einmal typologisch unterschiedliche Fälle aus unterschiedlichen Zeiten und Kontexten zu erfassen, zu besprechen und voneinander abzugrenzen. Auf diese Weise ist eine unvermeidbar selektive Auswahl an Beispielen vom 16. Jh. bis zum 21. Jh. entstanden, die von Clément Marot, über Mme de la Fayette, La Fontaine, Molière, Rousseau, Diderot, Crébillon, Laclos, Balzac, Sainte-Beuve, Proust, Nathalie Sarraute bis hin zu Yasmina Reza führt.

Ziel beider Bonner Projekte und einiger weiterer ist die Herausarbeitung von Denkstilen, mentalem Habitus und Vermittlungskulturen. Unter solchen Leitfragen

führen wir Projekte in einer Forschergruppe zusammen, die aus den unterschiedlichsten geisteswissenschaftlichen Disziplinen stammen.

Dies gilt auch für weitere Projekte, die hier nur kurz in chronologischer Abfolge erwähnt werden können:

Der Althistoriker Konrad Vössing aus Bonn zeigt zusammen mit seinem Kollegen Hervé Inglebert von der Universität Paris X, welche unterschiedlichen musealen Konzepte Ausstellungen über Migrationsbewegungen bei Ausstellungen zur Invasion der Barbaren in der Spätantike in französischen und deutschen Museen im 20. und 21. Jh. zugrunde gelegt wurden.

Die Latinisten Gernot Michael Müller aus Bonn und Véronique Duché von der Universität Melbourne befassen sich mit der humanistischen Geschichtsschreibung im 16. Jh. in Frankreich und Deutschland im Horizont des frühneuzeitlichen Nationendiskurses und versuchen diese Historiographie im Rahmen universalistischer und regionalistischer Anschauungsmuster einzuordnen.

Die Gräzisten Thomas A. Schmitz aus Bonn und Noga Mishliborsky aus Paris beschäftigen sich mit der „Antikenrezeption im Rahmen der deutsch-französischen Kulturbeziehungen“ als einer *Histoire croisée*. Sie untersuchen, wie die Antikenrezeption in unterschiedlichen Epochen Möglichkeiten kultureller Identität stiften kann, z. B. dann, wenn man im Deutschland des 18. Jh. aus kultureller Unterlegenheit dem vermeintlich ‚lateinischen‘, rhetorisch-oberflächlichen und in steriler Imitation verhafteten Frankreich die Idee eines besonderen ‚griechischen‘, philosophisch-tiefen, an der ursprünglichen Volksdichtung orientierten Deutschlands entgegensetzt.

Der Bonner Komparatist Christian Moser geht zusammen mit seinem Kollegen Sean Allan aus St Andrews mit dem Projekt „Literature, the Arts, and the Transformations of the Public Sphere, 1750–1815“ der Frage nach, welche Narrative und Anschauungen die sozialen Bindungen in Phasen des Umbruchs der Öffentlichkeit seit dem Beginn des 19. Jh. in Frankreich, Deutschland und England beschreiben und in welchen Gattungen diese Überlegungen stattfinden.

Christina Schröer aus Bonn setzt sich zusammen Valentine Zuber aus Paris in einer vergleichenden Perspektive mit der Entstehung und Entwicklung von vermeintlich ‚nationalen‘ Säkularitätsregimen im 19. Jh. auseinander. Das Projekt „Im Namen des Fortschritts, der Menschheit und des Vaterlandes: Eine deutsch-französische Säkularitätsgeschichte“ (1830-er Jahre–1914) nimmt akademische Debatten über die Grenzen von Religion (Philosophie, Naturwissenschaften, Soziologie), politische Projekte an den Rändern des religiösen Feldes (Wissenschafts- und Rechtspolitik) sowie neuere religiöse Praktiken und säkulare Kulte (vor allem Wissenschaftskulte und Religionen) in den Blick, um zu zeigen, wie Normen und Beziehungen – sei es in emanzipatorischer oder integrierender Absicht, sei es zur Legitimation von rassistischer Unterdrückung und kolonialer Vorherrschaft im 19. Jh. – verhandelt werden.

Schließlich denkt der Philosoph Markus Gabriel zusammen mit seinem Kollegen Jocelyn Benoist aus Paris in einem eigens gegründeten Centre de Recherches sur les Nouveaux Réalismes (CRNR) über die Weiterentwicklung von realistischen Denkansätzen nach, die insbesondere in Frankreich und Deutschland in den letzten Jahren Fahrt aufgenommen haben. Bei aller Diversität teilen neurealistische Denkansätze die Überzeugung, dass Konventionen, Gewohnheiten, kulturelle Vorurteile und andere Kontextbedingungen unseres Wissenserwerbs in den meisten Fällen nicht dafür sorgen, dass sich die Tatsachen nach uns richten. Die Stoßrichtung dieser Denkansätze wendet sich damit gleichermaßen gegen postmoderne Strömungen und gegen einseitige naturwissenschaftliche Szientismen.

Bei einem Kongress², der im Oktober 2022 stattfand, werden die Initiatoren und Initiatorinnen dieser Projekte die theoretischen und methodischen Prämissen ihrer Vorhaben explizit offenlegen und auf einer Metaebene deutlich machen, was sie theoretisch und methodisch genau tun. Die Kolleginnen und Kollegen sollen beschreiben, auf welchen Forschungsgebieten sie ihre Überlegungen ansiedeln und erkennbar machen, auf welchen Feldern sie sich genau bewegen, beispielsweise auf dem der Denkstilforschung, der Nationalismus-Forschung, der Wissenskulturforschung, der Kulturtransferanalyse, der *Histoire croisée*, der Kommunikations- und Medienanalyse usw. Da sich alle Projekte mit dem deutsch-französischen Verhältnis im europäischen Kontext befassen, stehen die impliziten Narrative im Zentrum, die den Reflexionen der einzelnen Vorhaben zugrunde liegen. So sind die deutsch-französischen Beziehungen in der Vergangenheit z. B. als ‚ein Verhältnis freundlicher Indifferenz‘, als ‚eine strukturell ähnliche Entwicklung zweier unterschiedlicher Nachbarn‘, als ‚ein Verhältnis, dass sich vom Feind zum Freund gewandelt hat‘, als ‚ein gegenseitiges Nicht-Verstehen als Bedingung pragmatischer Zusammenarbeit‘ oder als ‚ein zwangsläufiges Aufeinanderbezogensein‘ beschrieben worden. Forschungsprojekten zum deutsch-französischen Verhältnis liegen immer Narrative zugrunde, die zumeist eher impliziert sind, als bewusst mitgedacht zu werden. Vertreter*innen der anderen Frankreichzentren in Deutschland sind herzlich eingeladen, ähnliche Projekte in den Bonner Forschungs-Verbund einzubringen.

2 Die Tagung des Bonner CERC am 27. und 28. Oktober 2022 unter dem Titel „Denkkulturen. Kognitive Ordnungen und kulturelle Paradigmen in der Europäischen Verflechtung“.

